



Führte den Videobeweis in der Ausbildung ein: Jorma Panula, der Vater des finnischen Dirigentenwunders, hat ein unbestechliches Gespür für Qualität.

Foto Regina Schmeken/Laif

Führungskräfte als Exportschlager

Ein kleines Land mit riesiger musikalischer Reichweite: Vesa Sirén weiß alles über die Erfolgsgeschichte der finnischen Dirigenten – und welche Rolle in ihr Schnaps, Geld und Sex spielen.

Mehr als eine Million Dollar Jahresgehalt, dazu eine kleine Armee, „die ihm das Leben meistern half: Privatsekretär, Chauffeur, Fitnesstrainer, Chiropraktiker, ein Agent in London und ein PR-Büro in Köln“ – eine hübsche Kollektion von Statussymbolen, mit denen Esa-Pekka Salonen sich schmücken konnte und die Vesa Sirén in seinem Buch „Finlands Dirigenten“ ausbreitet. Salonen hatte es geschafft. Der finnische Schlacks mit dem „Bubigesicht“ – so sah es die schwedische Mezzosopranistin Anne Sofie von Otter – war zum California Dream Boy geworden. Mit wendigen Händen und Hüften surfte er durch die Musik und kitzelte als Chefdirigent des Los Angeles Philharmonic das Publikum, bis es von den Sitzen schoss. Mit seiner Eigenkomposition „Wing on Wing“ konnte er im Jahr 2003 sogar den neuen Konzertsaal der Stadt, die von Frank Gehry entworfene Walt Disney Hall, einweihen. Eine finnische Erfolgsgeschichte.

Schon 1983 in London hatte Salonen seinen internationalen Durchbruch erlebt, danach folgte ein finnischer Spitzen-Dirigent auf den anderen: Jukka-Pekka Saraste, Osmo Vänskä, Sakari Oramo. Bald ging es weiter mit Mikko Franck,

John Storgårds, Hannu Lintu bis in die jüngste Gegenwart zu Pietari Inkinen und Santtu-Mathias Rouvali. Wie konnte es zu diesem „Musikwunder“ kommen, fragt sich Sirén, prominenter Kritiker von Finnlands wichtigster Tageszeitung „Helsingin Sanomat“. Im hundertsten Jahr der staatlichen Eigenständigkeit Finnlands will er „ergründen, warum viele Finnen so gute Führungskräfte abgeben“.

Selbstlob steckt schon in der Hypothese, und es fällt auf, dass der historische Rückblick des Buches erst mit dem Dirigenten Robert Kajanus um 1880 einsetzt, während der 1834 aus Deutschland eingewanderte Friedrich Pacius – Tomi Mäkelä widmete ihm 2014 beim Olms-Verlag eine große Monographie – mit seiner Pionierarbeit für das Musikleben Helsinki als Marginalie behandelt wird. Dazu passt, dass Sirén im Vorwort Ungarn und Estland als weitere Dirigenten-Wunderländer anführt, finno-ugrische Völker also wie die Finnen selbst – Stammesstolz als Methode. Ob der Anteil von Spitzen-dirigenten im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung dort signifikant höher ist, wäre statistisch erst zu prüfen.

Was Sirén stattdessen leistet, ist gleichwohl beachtlich: Er schreibt auf knapp eintausend Seiten nicht nur eine Kollektivbiographie der bedeutendsten finnischen Dirigenten der letzten 130 Jahre. Er legt zugleich wichtige Beiträge zur Geschichte des Symphoniekonzerts wie des Orchesters in Finnland vor. Die sechshundert Musiker, die Kajanus im Jahr 1882 um sich scharte, wurden anfangs nur als Saisonkräfte für sieben Monate im Jahr bezahlt. Zusätzlich zu Konzerten mit „ernster Musik“ spielten sie in Restaurants und konkurrierten in Hotels mit singenden Zauberinnen oder den Clowns Bibb & Bobb. Um den Sprachenstreit zwischen Schwedisch und Finnisch im russischen Großfürstentum Finnland zu umgehen, einigte man sich auf die Probensprache Deutsch-Deutsch- und russischstämmige Kaufleu-

te waren die ersten Financiers des Orchesters, bis die Stadt Helsinki sich entschloss, dafür zu zahlen.

Die vier Dirigenten der Gründergeneration – Robert Kajanus, Jean Sibelius, Georg Schnéevoigt und Armas Järnefelt – waren sich oft nicht grün, wenngleich Sibelius über dem Konkurrenzengel stand, seit er als Nationalkomponist galt. Krankheiten, Intrigen, Frauengeschichten, Geld- und Ämterneid – alles breitete Sirén für diesen Rückblick quer über Kunst. Wir erfahren, dass Mikko Franck auf Mädchen in Uniform steht und besonders israelische Soldatinnen mag. Wir erfahren auch, dass für ein Konzert heute zwischen zwölf- und fünfzehntausend Euro Gage gezahlt werden. Und wir bemerken, dass kaum ein Dirigente ein Leben lang hält.

Der Komponist Benjamin Schweitzer hat dieses Buch zusammen mit Roman Schatz und Ritva Katajainen aus dem Finnischen übersetzt, was angenehm auffällt, weil die Fachbegriffe alle richtig sitzen und die Sprache trotzdem flüssig bleibt. Die Antwort auf die Frage, warum so viele große Dirigenten aus Finnland kommen oder ob sie nur durch den britischen Agenten Jasper Parrott groß gemacht worden sind, kann Vesa Sirén nicht abschließend klären. Sein Buch ist aber ebenso fesselnd wie erschreckend, ebenso unterhaltsam wie ernüchternd, nicht nur für Finnlandfreunde, sondern für alle, denen Musik nahe ist.

Man liest von diesen Exzessen wieder und wieder; liest von einem Umgangston bei Berglund, der jenem von Gutsherrn mit Leibbeigenen ähnlich gewesen sein muss; liest von Leif Segerstams Witzen über die Brüste von Musikerinnen und fragt sich: Sehen so die „guten Führungskräfte“ aus, die Sirén uns vorstellen will?

Wenn man erfährt, dass der regelmäßige Alkoholkonsum bei der Auswertung von Dirigiervideos genauso zum Unterricht in der Klasse von Jorma Panula gehörte wie das Aufnacken eines Eislocks und das anschließende Bad im See, so versteht man, warum Frauen in dieser Welt eines virilen Exhibitionismus erst spät, mit Susanna Mälkki etwa, ihren Ort fanden. Sympathische Ausnahmen in diesem Macho-Club sind Sakari Oramo und

Hannu Lintu. Sirén kritisiert das kaum, er analysiert auch weder die nationale Mentalität noch die Arbeitsstrukturen, die solchen Figuren Wettbewerbsvorteile verschaffen. Aber, und das ist verdienstvoll, er verschweigt das alles auch nicht.

Wenn er über Finnlands Dirigenten schreibt, was ihm aufgrund vieler Interviews sehr persönlich gelingt, dann geht es nicht nur um Klang und um lesenswerte Hinweise zur Probentechnik von Jorma Panula. Es geht auch um die materiellen und sexuellen Erzeugungsbedingungen von Kunst. Wir erfahren, dass Mikko Franck auf Mädchen in Uniform steht und besonders israelische Soldatinnen mag. Wir erfahren auch, dass für ein Konzert heute zwischen zwölf- und fünfzehntausend Euro Gage gezahlt werden. Und wir bemerken, dass kaum ein Dirigente ein Leben lang hält.

Der Komponist Benjamin Schweitzer hat dieses Buch zusammen mit Roman Schatz und Ritva Katajainen aus dem Finnischen übersetzt, was angenehm auffällt, weil die Fachbegriffe alle richtig sitzen und die Sprache trotzdem flüssig bleibt. Die Antwort auf die Frage, warum so viele große Dirigenten aus Finnland kommen oder ob sie nur durch den britischen Agenten Jasper Parrott groß gemacht worden sind, kann Vesa Sirén nicht abschließend klären. Sein Buch ist aber ebenso fesselnd wie erschreckend, ebenso unterhaltsam wie ernüchternd, nicht nur für Finnlandfreunde, sondern für alle, denen Musik nahe ist.

JAN BRACHMANN

Vesa Sirén: „Finlands Dirigenten“.
Von Sibelius und Schnéevoigt bis Saraste und Salonen.

Aus dem Finnischen von Ritva Katajainen, Benjamin Schweitzer und Roman Schatz. Scoventa Verlag, Bad Vilbel 2017. 992 S., Abb., geb., 49,90 €.

Diesen Weißen geht es ähnlich wie den Schwarzen

Ins wahre Leben: J.D. Vance führt in seiner Autobiographie „Hillbilly Elegie“ zu den Armen in den Appalachen

Der Wahlsieg Donald Trumps hat den Blick auf lange vergessene gesellschaftliche Gruppen gelenkt – die „zornigen, weißen Männer“, die seit geraumer Zeit in aller Munde sind. Bereits vor der Wahl im November 2016 hatte der Unternehmensberater J.D. Vance mit „Hillbilly Elegie“ eine Autobiographie vorgelegt, die rasch zum Bestseller avancierte. Das hatte einen guten Grund. Offen, klug und lesbar formuliert, in einer Mischung aus sehnsuchtsvoll skizzierter Beschreibung einer lange verlorenen Idylle und kritischer Analyse war es Vance gelungen, die Stimmung all derjenigen weißen Arbeiter nachvollziehbar zu machen, die dann Trump tatsächlich wählten. Seine Hillbillies und Rednecks, also die in den kargen Mittelgebirgsregionen der Appalachen lebenden Nachfahren presbyterianischer Migranten aus Irland und Schottland, die im späten achtzehnten und frühen neunzehnten Jahrhundert vom nordirischen Ulster über den Atlantik gezogen waren, sind lebensvoll gezeichnet, nicht die medial vermittelten Karikaturen, welche die Ostküsteneliten aus ihnen gemacht haben.

Man versteht nach der Lektüre, warum diese vergessenen, in Armut und oft genug in Hoffnungslosigkeit lebenden Weißen sich in vielerlei Hinsicht mit den Schwarzen in den Vereinigten Staaten vergleichen. Und warum sie überwiegend konservativ wählen, obwohl für viele weiterhin Bill Clinton, der sich aus einfachen Verhältnissen nach oben durchgeboxt hat, als politischer Held dient. Demgegenüber wirken Politiker wie Barack Obama, Hillary Clinton oder selbst George W. Bush auf sie wie Aliens von einem fremden Stern, elitäre Großkopferte, die mit dem wahren Leben der einfachen Menschen nichts mehr anzufangen wissen. Sie sprechen eine fremde Sprache und verkörpern nicht nachvollziehbare Werte, die sich nicht in die Vorstellungswelt der südstaatlichen Mittelgebirge übersetzen lassen.

Ausdrücklich wird betont, dass die Kritik der irischschottischen Arbeiterklasse an Obama nur wenig mit Rassismus zu tun hat, wie Rassismus in dem Buch überhaupt keine besondere große Rolle spielt, sondern Ausdruck einer fundamentalen, tiefstehenden kulturellen und sozialen Differenz ist. Die Gemeinschaft, wie sie uns hier entgegentritt, hat dementsprechend so gar nichts mit unserer Vorstellung von den Vereinigten Staaten als Laboratorium der Moderne zu tun. Es ist eine ländliche, in Kleinstädten lebende Gruppe, die sich den Werten der Tradition verpflichtet fühlt. Eine meist aus vielen Bestandteilen zusammengesetzte Patchworkfamilie, ihre Ehre, ihr streitbares, nicht selten gewalttätiges Eintreten für das eigene Recht, ein eintöniges, materiell armseliges Leben stets am Rande des Gefängnisses (oder darin), all dies macht noch heute die Lebenswelt der Iroschotten aus.

Das klingt nicht nur vormodern, es ist aus der Zeit gefallen. Selbst die Religion ist nicht die des einundzwanzigsten Jahrhunderts. Der Protestantismus, wie er in der „Hillbilly Elegie“ geschildert wird, trägt gleichfalls vormoderne, unscharfe und uneindeutige Züge. Im persönlichen Umfeld des jungen J.D. Vance, inmitten der großen Erweckungsbewegung der siebziger und achtziger Jahre, gab es, vom ungeliebten Stiefvater abgesehen, praktisch keine theologisch konservativen, kirchentreuen Evangelikalen. Man war protestantisch, aber mehr intuitiv und unmittelbar auf die eigene Person und ihre Interessen bezogen, undogmatisch und an theologischen Fragen desinteressiert. Viele gingen überhaupt nicht in die Kirche oder banden sich jeweils nur für kurze Zeit an einen Prediger und seine Gemeinde.

Vor allem aber versagt diese Religiosität komplett, wenn es um soziale Probleme geht. Der *bible belt* zeigt sich in dieser Perspektive sehr viel flüchtiger als gemeinhin angenommen. Folgt man Vance, stand der lautstarke und politisch so aktive evangelikale Fundamentalismus ausgerechnet inmitten seiner engsten Gefolgschaft von Anfang an auf tönernen Füßen. Ähnliches könnte man über den Patriotismus sagen, zu dem sich Vance in dankenswerter Unbefangenheit bekennt. Er ist gefühllos, wenig abstrakt, nicht sonderlich aggressiv und oft eher auf mediales Erleben als auf den konkreten Staat und seine Politik ausgerichtet.

J.D. Vance schildert diese traditionale, ethnokulturell, regional und sozial definierte Gemeinschaft der weißen Unterklasse aus eigener Betroffenheit mit Verwe, Sympathie und nicht ohne Ironie. Aber so sehr er sie verteidigt, so sehr stellt er sie, als klassischer Sozialaufsteiger, auch in Frage. Im Grunde spürt er dem Problem nach, warum gerade die Iroschotten, wenn es um Fragen sozialer Mobilität geht, so pessimistisch und rückständig sind, darin erneut den Schwarzen ähnlicher als anderen weißen Gruppen. Seine Antworten sind immer dann stark, wenn sie aus der gefühlten Evidenz eigener, unmittelbarer Erfahrung stammen und mit intimer Erleben gesättigt sind. Aber genau darin liegt eine der zentralen Schwächen des Buches.

Gewiss, Vance hat sich über die kollektive Familienerfahrung hinaus mit soziologischen Studien zu den armen Weißen in den Appalachen beschäftigt. Dessen ungeachtet neigt er gar zu sehr dazu, die persönliche Sicht zu verabsolutieren. So hat er durchaus recht, wenn er in Einzelfällen den arg rudimentären Sozialstaat für mangelnden Einsatzwillen junger Leute im Beruf verantwortlich macht oder wenn er darauf hinweist, dass die Mehrheit der alleinerziehenden Mütter, die sich angeblich auf den Leistungen aus Steuermitteln ausruhen, in der Region weiß und nicht schwarz sei. Aber wird das dem zugrundeliegenden



J.D. Vance: „Hillbilly Elegie“.
Die Geschichte meiner Familie und einer Gesellschaft in der Krise.

Aus dem Englischen von Gregor Hens. Ullstein Verlag, Berlin 2017. 250 S., geb., 22,- €.

Problem wirklich gerecht? Wie soll sich eine alleinerziehende Mutter eines oder mehrerer Kinder denn ohne die Hilfe der Solidargemeinschaft über Wasser halten, gleichgültig ob sie weiß oder schwarz ist?

Nicht jeder kann sich, wie es der Autor tat, nach einer verdrötelten Schulzeit, über den Weg des freiwilligen Einsatzes beim United States Marine Corps im Irak den Weg an die Eliteuniversität Yale und damit in einen gut bezahlten Job bahnen. In seiner Kritik an den sozial Zurückgebliebenen erinnert Vance verächtlich an den schwarzen, konservativen Präsidentschaftskandidaten Ben Carson oder den ebenfalls schwarzen und konservativen Bundesrichter Clarence Thomas, die infolge ihres Aufstiegs mit der eigenen Gemeinschaft gebrochen haben. So weit geht Vance nicht, dennoch bietet auch er keine echte Alternative zur gegenwärtigen Situation der weißen Unterlassen. Zu groß ist die Spannung zwischen individuellem Erfolgsrezept und strukturellen Defiziten.

Es wäre gleichwohl ungerecht, dem Autor dieses Versäumnis allzu negativ anzukreiden. Er will ja keine soziologische Analyse, sondern einen persönlich gehaltenen Erfahrungsbericht bieten. Dennoch hätte ihm eine Reflexion auf die eigene, auktoriale Position und ihre Grenzen gut zu Gesicht gestanden, um den Eindruck zu vermeiden, er suggeriere, die Hillbillies müssten sich nur selbst etwas mehr anstrengen und dann würde die Welt schon irgendwie besser werden. Dazu fehlt es in den betroffenen Regionen seit geraumer Zeit an moderner industrieller Produktion, an Investitionen, an Infrastruktur. Daran werden auch die blumigen Versprechen eines Donald Trump nichts ändern. Vance stellt sich an einem Punkt die Frage nach der Verlustgeschichte in einer möglichen Welt sozialen Aufstiegs: Was würde also eigentlich aus den positiven Traditionen der Iroschotten und ihrer überschaubaren Welt, wenn sie in den Fokus eines umfassenden Modernisierungsprogramms gerückt würden? Ist der Fortschritt wirklich wünschenswert? Oder löst er am Ende das auf, was er doch eigentlich bewahren und nur verbessern soll?

Offene Fragen sind ein Qualitätsmerkmal engagierter Bücher. Wer Amerika und seine Probleme ohne die aktuell allgegenwärtige Engführung auf Fragen der Rasse besser verstehen möchte, wer wissen will, wie Kultur und Klasse die Denkstile und Lebenswirklichkeiten armer weißer Amerikaner nachdrücklich prägen, der muss „Hillbilly Elegie“ gelesen haben. MICHAEL HOCHGESCHWENDER

Aus dem Leben einer Rampenbeherrscherin

In der DDR ein Star, und nach deren Ende auch: Die Schauspielerin Dagmar Manzel legt ihre Autobiographie vor

Mit der Rolle der „Tatort“-Kommissarin Paula Ringelhahn wurde Dagmar Manzel endgültig zu einem gesamtdeutschen Star. Zwar kannte man sie schon aus Filmen wie „Schtunk!“, „John Rabe“ oder der zwölfteiligen ARD-Serie „Klempner“, in der sie die Frau des von den Nationalsozialisten verfolgten Dresdner Professors spielte, aber der Sonntagabendkrimi garantiert definitiv bundesweite Prominenz. Denn mit einer einzigen Folge – obwohl der Bayerische Rundfunk sie nur einmal pro Jahr in Franken polizeilich einsetzt – erreicht Dagmar Manzel nicht, wie sonst im Theater, vielleicht tausend Zuschauer, sondern Millionen. Doch grundsätzlich hat sich die Situation damit für die gebürtige Berlinerin nicht verändert: „Gebe ich in Düsseldorf ein Konzert, kommen dreihundert, in Berlin kommen zwölfhundert.“

Einerseits als „phantastische Rampensau“ (Barrie Kosky), andererseits entschlossen medienscheu, so zeigt sich die Schauspielerin und Sängerin nun auch in ihrer Autobiographie, die in Gesprä-

chen mit dem Berliner Journalisten Knut Elstermann entstand. Beide sind in der DDR aufgewachsen, was schnell einen gemeinsamen Bezugsrahmen ermöglicht.

Das Buch bringt eine bei aller Empfindsamkeit radikale, bei aller Offenheit



Dagmar Manzel: „Menschenskind“.
Eine Autobiographie in Gesprächen mit Knut Elstermann.

Aufbau Verlag, Berlin 2017. 239 S., Abb., geb., 19,95 €.

auf ihre Privatsphäre bedachte Künstlerin unaufgeregt näher. Elstermann weiß eine Menge von ihr, bringt sie zum Reden, fragt nach, wird dabei nie übergriffig – und sie lässt sich auf alles ein, taut auf, holt aus, wird konkret, winkt mitunter ab und fragt zwischendurch: „Rede ich zu viel?“ Dagmar Manzel schafft es,

dass dieser Satz hier nicht kokett klingt, sondern aufrichtig, und genauso ist ihre Autobiographie erzählt: dass man am Schluss applaudieren möchte über solchen Charme und die unangestregte Authentizität, überhöht durch ihre künstlerische Qualität.

Sie debütierte 1980 am Staatstheater Dresden, wo dank Regisseuren wie Wolfgang Engel und Horst Schönemann eine politisch-ästhetische Aufbruchsstimmung herrschte. Der Regisseur Thomas Langhoff brachte sie 1983 ans Deutsche Theater Berlin. Höher ging es in der DDR nicht, und Dagmar Manzel wurde dort zu einer der prägenden Schauspielerinnen in unzähligen Inszenierungen, darunter solche von Frank Castorf und Heiner Müller.

2001 kündigte Dagmar Manzel, um neue Erfahrungen machen – wie unter der Regie von Luk Perceval in München oder von Luc Bondy am Berliner Ensemble oder in zahlreichen Fernseh- und Kinofilmen. Parallel dazu ließ sie sich auf das Abenteuer Musiktheater ein und

wurde unter dem Intendanten Barrie Kosky zu einem Star an der Komischen Oper, wo sie in Produktionen wie „Die sieben Todsünden“, „Kiss me, Kate“ oder „Ball im Savoy“ glänzt. Darüber spricht Dagmar Manzel aber nicht wie über eine Chronik des Erfolges, sondern wie über Geschenke, die sie sich geduldig erarbeitet hat.

Man könnte Dagmar Manzel noch lange zuhören, ohne müde zu werden. Vor dem detaillierten Werkverzeichnis und zwischen die Gespräche sind kleine Berichte von Familienangehörigen und Kollegen wie Gudrun Ritter, Ulrich Matthes oder Matthias Habich eingefügt, die das bodenständige Phänomen Manzel sympathisch direkt aus ihren jeweiligen Blickwinkeln würdigen. Der Regisseur Christian Schwochow resümiert: „Es mag abgegriffen klingen, wenn man sagt, da überschreitet jemand beim Spielen Grenzen.“ Doch bei Dagmar Manzel sei es göltig. Und das Wunderbare daran ist: Man sieht bei ihr nie die Anstrengung, sondern immer die Kunst. IRENE BAZINGER



Aus der Zeit gefallen: Der Postbote bringt Hillbillies selten gute Nachrichten. Foto Bloomberg